

die [2009, deutsch 2013], MICHAEL FELTEN: Auf die Lehrer kommt es an [2010]).

Abschließend geht Burnikel auf den letzten Seiten seines Büchleins auf die zukunftsweisenden Gedanken Quintilians ein, aber auch auf die nicht wegzudiskutierenden Defizite in dessen Ausführungen, die dem anderen gesellschaftlichen Kontext geschuldet sind. Davor widmet er allerdings noch einen Abschnitt einem Zeitgenossen und Landsmann Quintilians: dem Dichter MARTIAL, dem bekannten Lästermaul am Ende des 1. Jh. n. Chr. Damit gewährt Burnikel einen Einblick in die so anders gearteten Niederungen des damaligen pädagogischen Alltags: ein Gegensatz zu Quintilians hehren Vorstellungen, den man sich stärker nicht vorstellen kann. Trotz aller sich widersprechenden Aussagen beider Autoren findet Burnikel aber auch bemerkenswerterweise etwas Gemeinsames, das jeder von beiden auf die ihm eigene Weise vertritt: die Auffassung von der Würde des Kindes – oder wie es JUVENAL etwa zeitgleich formulierte: *maxima debetur puero reverentia* – „höchste Ehrfurcht schuldet man dem Kind“ (Sat. 14,47), ein sehr fortschrittlicher Gedanke, den man eher dem beginnenden 20. Jh. (ELLEN KEY) als der Antike zuschreiben möchte.

KARSTEN MAYER, Sulzbach

*Karl-Wilhelm Weeber: Lernen und Leiden. Schule im Alten Rom. Darmstadt 2014 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft). 160 S. EUR 19,95 (ISBN 978-3-8092-2895-3).*

Nachdem uns viele seiner Bücher Einblicke in die bunten Facetten des römischen Alltags gewährt haben, legt KARL-WILHELM WEEBER dieses Jahr eine Schrift zur „Schule im Alten Rom“ vor. Dass dieses Werk gerade jetzt, vier Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Schuldienst – er war sowohl als Lehrer in den Fächern Latein und Geschichte als auch als Schulleiter tätig –, erscheint, genügt, das Interesse an seinen Reflexionen zu wecken: Zu welchen Einsichten gelangt ein Mann, der wie sicher kaum ein anderer jahrelange praktische Erfahrung im Umgang mit Schülern und Lehrern gesammelt hat (ein weiterer Tätigkeitsbereich Weebers war die Ausbildung von Lehramtsstudenten)? Welche Erkenntnisse gewinnt er aus der Analyse

der antiken Verhältnisse im ‚Bildungswesen‘, wo sieht er Perspektiven oder Anregungen für den modernen Unterricht, wo Abschreckendes?

Weeber gliedert sein Buch in sechs, jeweils mit einem zentralen Zitat überschriebene Kapitel und nutzt sowohl Bilder als auch etwas längere, immer in übersetzter Form dargereichte Zitate zur Illustration. Er betont gleich in seiner Einführung, die Organisation des römisch-antiken Schulalltags, dem es, wie er im Folgenden wiederholt betonen wird, gerade an staatlicher Organisation mangle, könne uns vor allem als „Gegenmodell“ (S. 10) dienen. So macht auch die Darstellung der repressiven und wenig effizienten Lehrmethoden sowie der Exklusivität des Schulsystems, in welchem für Mädchen wenig Platz war, einen großen Teil des Werkes aus; nur das abschließende Kapitel über „Quintilians Reformpädagogik“ widmet sich mit der Darstellung von dessen *institutio oratoria*, einem „Manifest, das noch heute in weiten Teilen Aktualität beanspruchen kann“ (S. 117). Die Aufteilung jedes Kapitels in einzelne Unterkapitel erleichtert den Zugang zur gedanklichen Struktur des Werkes sehr; auf inhaltlicher Ebene ist einzig zu kritisieren, dass allzu oft nicht klar wird, in welcher Epoche der römischen Geschichte sich der Autor gerade befindet.

Die methodische Herangehensweise ist im Zusammenhang mit dem gewählten Genre zu betrachten, den strengen Anforderungen von Wissenschaftlichkeit kann – und will – Weeber also nicht genügen. Das Problem, vor dem jeder, der über die Kultur der Antike schreiben will, steht, ist schnell diagnostiziert: Die wesentliche und ergiebigste Quelle ist die Literatur, mit viel Glück stößt man auf (vermutlich) direkt in den Lebensvollzug integrierte Medien, z. B. ein Graffito, eine schriftliche Kommunikation oder ein offizielles Dokument. An einigen wenigen Stellen thematisiert Weeber dieses Problem der Literatur als Kunstform, die nicht in jedem Fall zuverlässig und sachlich Auskunft über alltägliche Abläufe und Strukturen zu geben vermag, indem er eine „satirische Pointierung“ (S. 77) ausmacht oder die Glaubwürdigkeit von Zeugen gegeneinander abwägt (vgl. S. 96); zudem sind die reichlichen Vermutungsfloskeln Zeuge der häufig schwierigen Quellenlage. Grundsätzlich hätte ich mir

– auch bei der Adressierung eines nicht-wissenschaftlichen Rezipientenkreises – eine Klärung der allen Beobachtungen zugrundeliegenden Auffassung von dem Verhältnis von der Literatur zur Kultur in vormodernen Epochen gewünscht. Es ließe sich ja leicht rechtfertigen, literarische Zeugnisse für die Gewinnung kultureller Realien heranzuziehen, hier genügt zum Beispiel der Hinweis auf ARISTOTELES' Überlegungen zum Prinzip der Nachahmung. Das gegebene Feingefühl, zwischen ‚uneigentlichem‘, also ironischem oder rolle gebundenem, und authentischem Sprechen zu unterscheiden, beweist Weeber wiederholt.

Beim Sprechen über Pädagogik offenbart der Autor immer wieder sein pädagogisches Können: Er neigt gelegentlich zur Redundanz, die für das Verständnis des Gelesenen stets förderlich ist, und schreibt in dem von ihm gewohnten Stil: alltagssprachlich, pointiert und verlässlich jedes Kapitel mit einem Witz beendend – so spricht Weeber von „Open-Air-Unterricht“ (S. 37), dem „Billigheimer‘ an der nächsten Ecke“ (S. 72), „angesagten“ (S. 85) Lehranstalten, „peanuts“ (S. 87), „griechische[m] Know-how“ (ebd.) oder „state of the art römischer Pädagogik“ (S. 115) – den einen mag dies stören, der andere wird diesen Stil für sympathisch und authentisch halten und wieder ein anderer mag, mit Weeber, fragen: „so what?“ (S. 115).

SEBASTIAN WINKELSTRÄTER, Bonn

*Der „Londoner Vergil“ des John Ogilby von 1658. 136 S., EUR 10,80 (ISBN 978-3-9430543-47-1) – Der „Venezianische Vergil“ – Aeneis-Holzschnitte des 16. Jahrhunderts. 184 S., EUR 12,80 (ISBN 978-3-943054-51-4): jeweils herausgegeben und kommentiert von Ulrich Wilke und Werner Suerbaum, Neukirchen (make a book) 2014.*

Mit den hier anzuzeigenden Bildbänden aus dem Jahr 2014 beschließt der Münchner (emerierte) Latinist WERNER SUERBAUM (S.) eine im Ganzen vierbändige Reihe zu Sammlungen von VERGIL-Illustrationen des 16. und 17. Jh.: Zeichnungen, die seit Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jh. in Holz geschnitten, radiert oder in Kupfer gestochen wurden und in der Folge der Illustration gedruckter Editionen namentlich von Vergils *Aeneis* dienten – als ein Interpretations-

format *sui generis* im steten Vergleich mit der Textvorlage. Vorausgegangen waren 2013 „Der Nürnberger Vergil von 1688“ (mit den Radierungen des Kupferstechers und Astronomen G. CHR. EIMMART d. J. nach Vorlagen des Arztes und Malers G. J. LANG) sowie „Der Augsburger Vergil“ (mit den Radierungen des Goldschmieds J. A. THELOT 1655-1734). Gemeinsamer Referenzrahmen ist dabei sein Handbuch der illustrierten Vergil-Ausgaben 1502-1840 (2008), in welchem S. „eine Vergilius-Pictus-Zählung“ – VP verbunden mit dem Jahr der Publikation – eingerichtet hatte; in diesem chronologisch vorgehenden Handbuch macht S. u. a. auch Angaben zur Abhängigkeit eines Bilder-Zyklus von früheren Drucken.

Für die vorliegenden Ausgaben klärt S. zunächst die Titelbilder: im „Londoner Vergil“ (LV) die Szene, als Vergil vor AUGUSTUS aus seiner *Aeneis* vorträgt und bei der Erwähnung des frühen Todes des ‚Kronprinzen‘ MARCELLUS im 6. Buch dessen Mutter OCTAVIA in Ohnmacht fällt, im „Venezianischen Vergil“ (VV) die Drei-Generationen-Gruppe bei ihrer Flucht aus dem brennenden Troia (als Stich auch im LV, S. 6) sowie (Umschlagmotiv) ‚Vergil am Katheder‘. Sodann leitet S. beide Sammlungen ausführlich und umsichtig weiter ein: zum Einen (LV, S. 15-22) wird an die beiden o. g. Vergil-Zyklen Nürnberger und Augsburger Provenienz angeknüpft, zum Anderen (VV, S. 19-37) wird Herkunft und Rezeption der Holzschnitte nachgegangen, welche seit der ersten bebilderten Druckausgabe, dem 1502 von dem Humanisten und Juristen SEBASTIAN BRANT herausgegebenen „Straßburger Vergil“, bis zu den Erzeugnissen der florentinisch-venezianischen Verlegerfamilie GIUNTA eingearbeitet worden sind.

Der Tanzmeister, Theaterdirektor und spätere (ab 1651) Schriftsteller JOHN OGILBY plante nach seinem Studium des Lateinischen wie Griechischen und Übersetzungen VERGILS, HOMERS und AESOPS eine illustrierte Ausgabe der Werke Vergils; die Finanzierung eines solch kostspieligen Unterfangens durch adelige Subskribenten sicherte er dadurch, dass er deren Namen und Wappen am unteren Rand je einer Radierung unterbrachte. Diese flankierte er dann zweispaltig mit Originaltext (von bis zu zehn und mehr